



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 47

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
G. m. b. H., Dorosalam.

Alles umsonst

Roman von Walter Rabel.
(Fortsetzung)

Weitrap und die Schwestern hatten es bisher vermieden, Lönning nach den traurigen Ereignissen zu fragen, mit denen er sich dienstlich in den letzten Tagen so viel beschäftigen musste. Gest gesteckte die lebhafte Vera ihre Neugier aber nicht länger zügeln.

Und eben wollte der Kommissar ihr bereitwillig Auskunft geben, als es draußen im Korridor schellte.

Lönning sprang auf. „Männer, ich fürchte, das wird was Dienstliches sein. Vielleicht muß ich nochmals ans Präsidium. — Damit eilte er hinaus und öffnete die Eingangstür.

Vor ihm stand Kriminalkommissar Werner und etwas im Hintergrund ein Postbote, der Lönning einen Rohrpostbrief entgegenhielt. „Herr von Lönning . . . ?“

„Stimmt. Geben Sie mir her.“

Dann nötigte er den Kollegen in den Korridor.

„Ich komme soeben aus Stettin, wo ich den Bankdefraudanten Hermis glücklich erwischt habe“, erklärte Werner. „Und da ich auf dem Präsidium gehört habe, was sich in der Listow'schen Sache inzwischen alles ereignet hat, wollte ich mich mit Ihnen über diese Neuigkeit noch aussprechen. Höflich störe ich nicht.“

„Keineswegs. Bitte, legen Sie doch ab. — So, — hier herein.“

Nachdem Werner den beiden Damen und Weitrap vorgestellt war, gab Lönning seiner ältesten Schwester einen Wink, woraufhin die drei sich in das Speisezimmer zurückzogen und die beiden Beamtinnen allein ließen, welche sich dann einander gegenüber an den runden Mitteltisch setzten, nachdem Werner die ihm angebotene Zigarette und ebenso einen Sognat mit Dokt angenommen hatte.

„Entschuldigen Sie mich nur noch einen Augenblick“, meinte Lönning jetzt, vor dem noch immer der uneröffnete Rohrpostbrief lag. „Ich muß doch annehmen, wer mir so Eiliges mitzuteilen hat.“ Damit schnitt er den kleinen Umschlag auf und zog mehrere vielfach zusammengefaltete Bogen ganz dünnen, sogenannten überzeichneten Briefpapiers heraus. Kopfschüttelnd schaute er auf die ihm völlig unbekannte, zierliche Handschrift. Er wandte die

Briefbogen hin und her und suchte nach der Unterschrift. Und unwillkürlich las er diese dann in der ersten Überschreibung laut vor: „Asta von Zourleeven . . .“

Seine Augen verfehlten jetzt förmlich die eingesetzten Zeilen. „Unglaublich!“, stieß er mitten im Lesen hervor. „Wer das gehabt hätte . . .“

Endlich folgte er den Brief wieder zusammen. Und sich etwas vorbeugend, sagte er mit Nachdruck zu Werner, der lächelnd und gelassen wie immer in seinem bequemen Armstuhl saß:

„Auch die letzten Rätsel des Falles Listow sind gelöst. Fräulein van Zourleeven hat mir gegenüber in diesem Brief eine unumwundene Beichte abgelegt. — Ich habe keinen Grund,“ fügte er hinzu, „ihnen den Inhalt des Schreibens vorzuenthalten, der allerdings nie in die Öffentlichkeit dringen soll. Das möchte ich doch verhindern. — Hören Sie also: „Sehr geehrter Herr von Lönning!“

Soeben hat mir meine Mutter erzählt, daß Sie, während ich in der Friedrichstadt umherirre, bei uns gewesen sind, und daß Mama Ihnen auf Ihre Bitte Auskunft über Guido Gebhards Vorleben gegeben hat. Ich bedauere es sehr, Sie in unserem Hause nicht mehr angetroffen zu haben, da ich dann das mündlich hätte erledigen können, was ich nun einem Briefe anvertrauen muß. Als ich heute nachmittag erfuhr, daß die Polizei bei einer Durchsuchung von Gebhards Wohnung in dessen Schreibtisch jene Brillantbroche gefunden hat, die meiner Mutter zusammen mit ihren anderen Brillen ge raubt wurde, glaubte ich zunächst noch, diese Nachricht könnte unmöglich wahr sein. Sehr bald zerstörte mir aber unser Portier, der der Haussuchung beigewohnt hatte, diese letzte Hoffnung. In dieser Minute, als der einfache Mann mir so schmunzelnd eröffnete, jetzt könne keiner Zweifel mehr über die Person des Diebes bestehen, da brach etwas in mir em zwei, was ich mir trotz mancher Enttäuschungen immer noch bewahrt hatte: der Glaube an das Gute im Menschen, an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. — Warum ge

rade ich durch die Entlarvung Gebhards so schwer getroffen wurde, werden Sie begreifen, wenn Sie diesen Brief ein ganz gelesen haben. — Um meine Gedanken abzulenken und getrieben von einer Unruhe, die ich den Meinen verborgen wollte, stürzte ich ins Freie hinaus und suchte mich in dem Menschenwüstland unter



Julius Adam f. Phot. F. A. Ester & Co., München. (Mit Text.)

belebtesten Straßen zu zerstreuen. Und dort laufte ich mit dann eine Abendzeitung und flüchtete damit in eine Konditorei, wo ich den ausführlichen Artikel über den Diebstahl und den Mord in unserem Hause immer wieder und wieder las. Jedes, auch das letzte Bedenken, ob Gebhard denn wirklich der Dieb sein könne, schwand vor der überbittlichen Logik dieses Berichtes. — Darin war ja so klar entwirkt, auf welche Weise der Maler den Diebstahl ausgeführt, wie er dann wahrscheinlich seinen Raub an einen Hehler weitergegeben hatte und in der Nacht daraus selbst das Opfer eines Raubmordes wurde, den nur dieser Hehler oder ein guter Bekannter des Malers begangen haben konnte, — eben Personen, die wußten, daß Gebhard eine größere Summe Geldes, den Erlös aus dem Diebesgut, besaß, worauf die ganze Art des Verbrechens, besonders aber der Umstand hinwies, daß man neben der Leiche verstreut auf dem Boden neunhundert Mark in Papiergehölz aufgefunden hatte, welches der Mörder bei seinem hastigen Rückzug nicht mehr mitnehmen konnte. — Und vor diesen überzeugenden Ausführungen strecte nun auch ich die Arme. Ein weiteres Geheimhalten dessen, was ich zur Aufklärung des Falles noch beitragen kann, hat jetzt keinen Zweck mehr. Ich bin von Gebhard — und der ewige Richter möge ihm diese Lügen verzeihen — in schändlichster Weise getäuscht worden und dadurch in die demütigendsten Situationen, besonders Ihrem Herrn Kollegen Werner gegenüber, geraten. Ich habe für etwas mit Ausbildung all meiner weiblichen List und Verstellungskunst gekämpft, was ich zu verteidigen nicht nötig hatte. Ohne Rückhalt will ich Ihnen jetzt erläutern, um was es sich handelt. Dann werden auch Sie, der durch all das Vorfallene zu einer für mich wenig angenehmen Beurteilung meiner Persönlichkeit gelangt sein muß, vielleicht etwas besser von mir denken. Ich gehöre eben nicht zu den Naturen, die sich leicht darüber hinwegsetzen, wenn sie von anderen verkannt werden. — Herr Kommissar Werner wird Ihnen mitgeteilt haben, wie ich hartnäckig wir ausgefochten haben, — ich, um das zu verheimlichen, was ich wußte, er, um die Wahrheit aus mir heranzulösen. Es handelte sich in der Hauptsache dabei um den Brief, den der Maler mir am Morgen nach dem Diebstahl zugeschickt hatte. Dieses Schreiben enthielt die dringende Aufforderung, ihn sofort heimlich zu besuchen, da er mir für meine Familie sehr wichtige Dinge zu sagen habe. Ich schlich mich daher heimlich aus der Wohnung und eilte über den Hof in sein Atelier. Dort erzählte er mir, nachdem ich ihn kurz hatte mitteilen müssen, was in der Nacht bei uns passiert war, in fliegender Hast und mit allen Anzeichen höchster Erregung folgendes: Er sei gegen halb vier Uhr morgens nach Hause gekommen und habe noch eine Weile, um frische Luft zu schöpfen, am offenen Fenster seines Ateliers gestanden, in dem kein Licht brannte. Im ganzen Hause seien nur noch die Fenster des linken Seitenflügels unserer Etage erleuchtet gewesen, wo die Schlafgemächer meiner Eltern und meine beiden Zimmer liegen. Da habe er plötzlich aus der offenen Balkontür des Schlafzimmers meiner Mutter einen Herrn hinaustreten sehen, in dem er sofort meinen Stiefvater erkannte. Dieser habe sich erst vorsichtig im Hofraum umgeschaut und sich dann an dem Balkongeländer zu schaffen gemacht, worauf er wieder in das Gemach zurückgeslehrt sei und dort von der Platte des Frühstückstisches verschiedene im Lichte der elektrischen Deckenbeleuchtung aufflammende Gegenstände fortgenommen und zu sich gesteckt habe. (Dies vermochte der Maler alles recht gut zu beobachten, weil man von seinem Atelier aus tatsächlich einen Teil des Zimmers meiner Mutter überblicken kann.) Hiernach sei mein Stiefvater im Hintergrunde des Zimmers verschwunden. — Gebhard behauptete nun weiter, daß durch das seltsame Gebaren meines Stiefvaters sein Verdacht rege geworden wäre, und er daher noch länger auf seinem Beobachtungsposten ausgeharrt hätte, in der dünnen Vorahnung, es würde sich noch etwas Besonderes ereignen. Nach einiger Zeit sei dann abermals eine männliche Gestalt in dem hellen Lichtkreis des Balkons erschienen, die jetzt aber aus der im Dunkel liegenden zweiten Balkontür austauchte und eine Maske vor dem Gesicht trug, in der Gebhard aber doch an den Bewegungen und der ganzen Figur meinen Stiefvater zu erkennen glaubte. Der Maskierte habe erst eine Weile wie horchend im Türrahmen gestanden, sich dann plötzlich über das Geländer des Balkons geschwungen und sich anscheinend an einem Ton ein Stück herabgelassen, sei aber sofort wieder mit großer Schnelligkeit emporgerollert und durch die in das Schlafzimmer meines Stiefvaters führende, offenbar nur angelehnte zweite Balkontür geklüpft. Weder nach einigen Minuten sei mein Stiefvater, diesmal ohne Maske, in dem Zimmer meiner Mutter sichtbar geworden und habe blitzschnell vom Geländer des Balkons etwas losgemacht, anscheinend einen Strick. Gleich darauf sei auch meine Mutter in meiner Begleitung aus dem Balkon erschienen, und aus einzuhauen unserer in dem stillen Hause

deutlich vernehmbaren Worte habe Gebhard geschlossen, daß wir Schmuckdachen suchten und vernunteten, der Dieb, der diese geraubt hätte, sei über das Balkongeländer in den Hof geschlüpft. — Gebhard berichtete mir dann weiter, wie er sofort für das unwürdige Treiben meines Stiefvaters die einzige mögliche Erklärung gefunden und darauf ohne Zögern den Brief an mich geschrieben und zur Weiterbeförderung einem Kellner des Hummelbräus übergeben habe, um sich möglichst bald mit mir zu verabreden, was in dieser unheilsdrohenden Lage zu tun sei.

Diese Eröffnungen, die meinen Stiefvater als raffinierten Dieb hinstellten, und an deren Wahrheit zu zweifeln für mich nicht der geringste Grund vorlag, brachten mich einer Ohnmacht nahe. Schnell räste ich mich aber wieder auf. Gebhard, der meine Mutter sehr verehrte, da sie ihn nach Möglichkeit unterhielt, versprach mir, daß er in Mamas Interesse unter allen Umständen schweigen wolle. Nachdem ich diese Zusicherung von ihm erlangt hatte, kehrte ich in unsere Wohnung zurück. In welcher Verfassung, werden Sie sich leicht vorstellen können. Was dann geschah, ist Ihnen bekannt. Ihr Herr Kollege hatte sehr bald einen unbekümmerten Verdacht gegen mich gesetzt. Die Folge davon war mein Verhör in der Bibliothek, wo ich wahre Folterqualen ausgestanden habe, und die Szene im Zoologischen Garten, nach der ich bereits alles verloren gab, da ich flüchtete. Gebhard würde unser Geheimnis bei seiner Vernehmung auf der Polizeiwache verraten. Ich ahnte ja immer noch nicht, wie überflüssig all meine Angst und Verzweiflung war, und wie bitter unrecht ich meinem Stiefvater getan hatte, dem gegenüber ich jetzt durch doppelte Liebe diesen schmählichen Verdacht gutmachen will, den ich zwei Tage lang gegen ihn gehegt habe. Und wenn ich von Ihnen als Entgelt für diese offene Weichte etwas fordern darf, Herr von Löning, so ist es das eine: Sorgen Sie dafür, daß mein Stiefvater nie erfährt, in welcher Weise Gebhard mich getäuscht hat und wie vorschnell ich der von diesem so geschickt ausgelingelten Beichuldigung Glauben geschenkt habe. Ich bin der Ansicht, daß es nach dem jetzigen Stande der Dinge für eine Behörde auch kaum noch nötig sein dürfte, das Ränkespiel, in das Gebhard mich mit hineingezogen hat, der breiteren Öffentlichkeit mitzuteilen. Gewiß gestatte ich Ihnen, von dem Inhalt dieses Briefes Gebrauch zu machen. Nur lassen Sie mein trauriges Geheimnis in meinem Interesse nicht den Meisten zu Ohren kommen. Bisher abt weder mein Stiefvater noch meine Mutter etwas davon. Besonders die letztere leidet bereits genug unter der Erkenntnis, ihre Fürsorge an einen Unwürdigen verschwendet zu haben.

Gebhard ist nicht mehr. Ich verzeihe ihm, was er mit seiner mir völlig unbegreiflichen Handlungsweise, diesem schlau erdachten Lügenstück, angerichtet hat. Denn in der Tat — es ist mir völlig unverständlich, aus welchem Motiv heraus er meinen Stiefvater mir gegenüber als Dieb hinzustellen suchte. Ich kann nicht glauben, daß er jenen so sehr gehaßt hat — verstanden haben sich die beiden allerdings nie —, um sich auf diese Weise an ihm rächen zu wollen. Vielleicht verfolgte er auch andere, weitergehende Pläne. Wer vermag das zu sagen? Die Seele dieses Mannes, für den ich bisher aufrichtige freundschaftliche Teilnahme empfand, in ihren geheimsten Tiefen zu enthüllen, dürfte jetzt nicht mehr möglich sein, wo der Mund, der allein über all das hätte Aufklärung geben können, für immer verstummt ist.

Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Mich drängt es, diesen Brief schnell in Ihre Hände gelangen zu lassen. Vielleicht daß ich mich dann freier fühle. — Mit freundlicher Begrüßung

Asta van Bourleeven."

10.
Löning schob die engbeschriebenen Briefbogen in den Umschlag zurück. „Kun, was halten Sie von dieser Überraschung?“ meinte er, seinen Kollegen fragend anblickend.

Werner hatte die Arme auf die Seitenstützen des Sessels gelegt und die Finger ineinander geschlungen. Seine Zigarre lag unbeachtet im Aschenbecher. Mit halbgeschlossenen Augen hatte er ohne jede Bewegung zugehört. In dieser Stellung verharzte er noch eine Weile, ein Bild tiefsen Nachdenkens. Dann sagte er sehr ernst:

„Fräulein van Bourleeven ahnt nicht, wie bitter unrecht sie dem armen Gebhard tut.“ Und nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Oder nehmen auch Sie an, daß der Maler der Dieb gewesen ist?“

Diese Frage bestätigte auch die letzter Zweifel, die Löning noch gehegt hatte, und gab ihm den Mut, ganz offen mit seiner eigenen Meinung hervorzutreten.

„Nein. Ich habe bereits seit meinem gestrigen Besuche bei Liskows starten Verdacht auf dieselbe Person, die auch von Gebhard beschuldigt wird: auf den Kommerzienrat.“

Werner nickte zustimmend. „Teilen Sie mir, bitte, mit, wie dieser Verdacht entstanden ist.“

„Sie werden sich erinnern,“ begann Löning, jedes Wort genau abwägend, um sich möglichst kurz und übersichtlich auszu-

drücken, „dass in dem Schlosszimmer der Kommerzienrätin zwischen der Balkontür und dem Frisiertisch kein Teppich oder Läufer liegt. Bei der Besichtigung dieses Raumes stieß mir nun auf, dass der Dieb, der nach Ihrer Ansicht doch aus dem regenfeuchten Hofe gekommen war, mit seinen nassen Schuhen auf dem blauen Parkett so gar keine Spuren hinterlassen hatte. Und derartige Spuren hätten unbedingt vorhanden sein müssen, wie ich später feststellte, und zwar besonders vor dem Frisiertisch, wo der Dieb doch, als er die Juwelen zusammenroste und einsteckte, zum mindesten einige Sekunden auf derselben Stelle verweilt haben müsste. Um mich nun zu überzeugen, wie lange der gehobne Fußboden die Abdrücke nasser Sohlen festhielt, feuchtete ich mir selbst die Sohle meines linken Stiefels an und erzeugte so einen trüben Fleck auf den blauen Dielen. Und dieser Fleck — das war das wichtigste für mich — markierte sich, als ich spät abends dieserhalb wieder bei Listows vor sprach, noch ebenso deutlich, wie vor dem, obwohl inzwischen fünf Stunden vergangen waren. — Das ist die eine Beobachtung, die ich damals machte. Unwillkürlich war mir nun bei dieser vergeblichen Suche nach Merkmalen von Zugtritten eingesallen, dass der Dieb, wie Frau Listow mit ziemlicher Bestimmtheit zu befunden wusste, sehr glänzende Schuhe, also anscheinend Lackstiefel, getragen hatte. Wie ich mich dann auch in dem Schlafzimmer des Kommerzienrats so etwas unschau, vorläufig noch ohne jede bestimmte Absicht, da entdeckte ich unter dem Bett ein Paar elegante Zugstiefel, die nur deswegen meine Blicke auf sich zogen, weil sie eben aus Lackleder gefertigt waren und ich kurz vorher gerade an derartiges Schuhwerk gedacht hatte. Ich holte mir also, immer noch ganz ahnungslos, welche wertvolle Entdeckung mir bevorstand, die Stiefel hervor und sah sie mir genauer an. Sie waren offenbar erst sehr wenig getragen. Schon wollte ich sie wieder fortstellen, als mir auf dem Spann des rechten Schuhes eine etwas beschmutzte Stelle auffiel, die schwächer verdend, in der Richtung nach der kleinen Zehe hin verlief. In demselben Augenblick tauchte in meinem Geiste eine alte Erinnerung auf, wie sie manchmal in uns durch Kleinigkeiten mit greifbarer Deutlichkeit wachgerufen wird. Ein Sommertag auf meinem väterlichen Gut in Schlesien. Ein alter hoher Birnbaum im Obstgarten, von dessen starkem, wagerechtem Ast ein Strick herabhängt. Meine Schwestern und ich stehen unter dem Baume. Vera, die Jüngste, fragt mich nedend, ob ich mir wohl zutraue, bis zu dem Ast emporzulatern. Ich war damals Fähnrich und hatte zu meiner bequemen Ritterfa aus Eitelkeit ein Paar fast neue Lackstiefel angezogen. Veras Zweifel an meiner turnerischen Bewandtheit lassen mich nicht lange überlegen. „Du bin ich oben, sie auf dem Ast und rufe dem Schwestern zu: „Mach's nach, wenn du kannst!“ Sie lässt sich das nicht zweimal sagen. Schon ist sie neben mir. Sie kletterte wie eine Katze. Aber nachher kam die Strafe für dieses völlige Vergessen meiner Fähnrichswürde: meine Lackstiefel hatte ich mir so ziemlich verdorben. Denn der rechte war durch den Strick beim Asttertschlüsseln arg beschädigt worden, der linke auch etwas, wenn auch nicht ganz so schlimm. — Und nun sah ich hier an dem rechten Stiefel des Kommerzienrats genau dieselbe Schadenstelle wie damals, genau dieselbe. Auch der linke Lackschuh zeigte eine ähnliche Beschädigung. Da — in diesem Moment durchzuckte es mich wie eine blitzartige Erleuchtung. Hier hielt ich ein Paar Lackstiefel in der Hand, mit denen ihr Bruder fraglos an einem Strick emporgeklettert war. Und Lackschuh hatte der Dieb getragen!! Erfuhr ich nun noch, dass der Kommerzienrat diese Schuhe in der Nacht, in der der Diebstahl geschah, angehabt hatte, so war dies immerhin schon ein gegen ihn zeugender, recht beachtenswerter Beweispunkt. — Und er hatte sie damals getragen, und zwar zum erstenmal. Das bestätigte mir keine zehn Minuten später der Diener, aus dem ich, ohne ihn argwöhnisch zu machen, alles herausholte, was ich nur wissen wollte.“

Zest konnte Werner, der sonst so schweigsame Werner, doch nicht länger an sich halten.

„College, das haben Sie ja großartig gemacht. Mein Kompliment! — Doch fahren Sie fort. Ich brenne geradezu vor Neugier auf das Weitere.“

Löning freute diese Anerkennung, die ihm der „große Werner“ so neidlos zollte, mehr, als er es sich anmerken ließ.

„Vielleicht habe ich leider nicht mehr zu berichten“, meinte er becheiden. „Nachdem ich einmal diesen ersten Verdacht gegen Listow geschöpft hatte, konnte ich mir auch unchwer das Fehlen von Fußspuren auf dem Parkettboden des Schlafzimmers erklären und diesen Umstand als weiteres Verdachtsmoment dem bisherigen Belastungsmaterial anreihen. Denn war Listow der Dieb, so hatte er ja den Hof gar nicht betreten, bevor er die Juwelen an sich nahm, und daher konnte er auch mit seinen trockenen Schuhsohlen feinerlei matte Stellen auf dem Fußboden hinterlassen haben. Ich stellte mir eben im Geiste die Ausführung des

Diebstahls durch den Kommerzienrat genau so vor, wie Fräulein Bourleeven sie uns in ihrem Brief als von Gebhard beobachtet heute geschildert hat. Inzwischen habe ich mir nun auch hinsichtlich des Motivs, welches Listow zu diesem einzigartigen Verbrechen trieb, ziemlich genauen Aufschluss verschafft. Mein Freund Weitrap, den Sie vorhin kennen lernten, verkehrt viel im Hause des Kommerzienrats und wusste mir daher, ohne dass ich ihn über den Zweck meiner Fragen aufklärte, über Listows höhere Verhältnisse manches Wertvolle anzugeben, so zum Beispiel, dass der Kommerzienrat trotz seiner Jahre ein sehr eifriger und sehr guter Turner sei, — was die Täterschaft Listows also nur noch wahrscheinlicher macht. Weitrap erzählte mir auch, dass der Kommerzienrat im Frühjahr plötzlich seine Rennpferde veräussert habe, und gerade diese Nachricht brachte mich auf den Gedanken, mich unter der Hand einmal näher nach der Geschäftslage des Bankhauses von Bourleeven & Co. zu erkundigen. Wir haben ja unsere Quellen, die uns in dieser Hinsicht mit größter Gewissenshaftigkeit bedienen, und daher könnte ich nach den mir zugetragenen Mitteilungen nicht länger zweifeln, dass es mit der Firma von Bourleeven & Co. schon seit einem Jahre sehr schlecht steht. Deshalb geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass Listow sich in äußerster pekuniärer Notlage befand, als er sich an den Juwelen seiner Frau vergoss, — wahrscheinlich, um die Preistafeln heimlich zu veräußern und mit dem Erlös eine dringende Geldverpflichtung zu erledigen.“

„Nicht nur wahrscheinlich, sondern sicherlich ist es so“, warf Werner ein. „College, geben Sie mir die Hand!“ sagte er dann herzlich. „Alle Hochachtung vor Ihnen! Sie haben Talent für unseren Beruf, — jene natürliche Begabung, die sich nicht anlernen lässt und die so vielen Kriminalbeamten leider, leider fehlt.“

„Sie werden mich wahrselig noch eitel machen.“ lachte der frühere Kaiserlan leicht verlegen, „besonders da ein Lob aus Ihrem Munde . . .“

In demselben Augenblick wurde leise an die Verbindungstür nach dem nebenliegenden Speisezimmer gekippt, und Vera von Löning stellte vorsichtig den Kopf durch die Türpalte.

„Fredi, der Baron möchte sich von dir verabschieden.“

„Wie, ist's denn schon so spät?“ fragte Löning ganz überrascht und schaute nach der Uhr. „Wahrhaftig, bereits kurz vor elf. — Ich komme sofort, Vera.“ —

Löning half dem Freunde im Korridor in den Mantel.

„Ach, Axel, hast du dich mit den Mädels auch nicht zu sehr gelangweilt?“ meinte er dabei scherzend.

„Gelangweilt?! wir haben uns sogar ganz prächtig unterhalten, — auch ohne dich“, lächelte der Oberleutnant. — Und leiser fügte er hinzu: „Ich kann dir nur sagen, Fred, — deine Schwester Vera ist ein Prachtgeschöpf. Sie hat mich alten Philosophen völlig umgewandelt. Ich komme mir mit einem Mole ordentlich jung vor.“

Als Löning die Haustür hinter Axel Weitrap ins Schloss gedrückt hatte, murmelte er ein paar undeutliche Worte vor sich hin. Es klang fast wie: „Er wird doch nicht etwa . . .!“ Und dann kehrte er nachdenklich zu Werner in das Arbeitszimmer zurück.

„Eigentlich müsste ich mich nun auch empfehlen“, meinte dieser, Löning fragend anblickend.

„Bewahre. Unser Dienst kennt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Und was wir hier besprechen, ist doch Dienst. Also . . .“

Und wieder lachten sie sich gegenüber an dem runden Tisch in dem behaglichen kleinen Zimmer, zwei Männer, die jetzt schon das Schicksal eines dritten in der Hand hatten und sich anschauten, diesen Dritten noch fester einzuspannen in ein unzerreihsbares Netz, aus dem es kein Entrinnen gab.

Eine halbe Stunde später ging dann auch Werner.

„Wir halten also an unserem Programm fest“, sagte er nochmals beim Abschied. „Ich Jahre morgen mit dem ersten Zuge nach Hamburg, wo ich ohnehin noch den Komplizen des Desraudanten Hermis zu suchen habe, und übernehme die dort auszuführenden Recherchen, während Sie hier einiges Interesse für alte Schreibstücke und noch andere Dinge zeigen. Aber Vorsicht, Colleague. Der Vogel, den wir fangen wollen, ist schlau und, wenn es drauf ankommt, auch gefährlich.“

Löning hatte Werner ebenso wie vorher schon den Baron bis an die Haustür hinaufbegleitet. Als er sein Zimmer wieder betrat, fand er dort zu seinem Erstaunen Vera vor, die mit weinenden Augen wie ein frisches Wögelchen zusammengekauert in der Sofaecke saß.

„Wie, — du noch auf? Ich denke, du bist längst im Bett?“ meinte er scherzend. „Da wird's morgen früh mit dem Aufstehen wohl recht sehr hapern, Kind.“

Zest erst bemerkte er ihre geröteten Augenlider und die letzten Tränenspuren auf ihren Wangen.

„Werisch — was ist denn das? Tränen? Naum . . .?“

Deutsche Treue.

Roman aus der Zeit der Befreiungskriege von Clara Zinde.

(Nachdruck verboten.)

Bera von Löming schaute den Bruder bittend an. Und indem sie einen Stuhl dicht an ihren Sofaplatz heranzog, sagte sie mit halb erstickter Stimme:

„Komm, Fredi, lass dich zu mir. Ich habe mit dir zu sprechen.“

„Das klingt ja rein zum Angstbekommen. — So — und nun, kleines, was gib's denn ...“ Er hatte schnell ihre Hand in die seine genommen mit fast väterlicher Fürsorge.

„Du bist schon immer mein Vertrauter gewesen, Fredi“, begann sie stotternd.

„Stimmt. Und deshalb ohne Angst raus mit der Sprache, wie Papa immer sagte.“

„Ja ... Ich möchte dich nämlich etwas fragen ...“ Wieder zögerte sie. Er streichelte jetzt sanft ihre Hand. Und das gab ihr Mut.

„Du machtest doch gestern abend so eine Andeutung, als ob Baron von Weitrap schon verlobt wäre“, rieß sie dann schnell heraus.

„Stimmt das? Bitte, sag mir die Wahrheit.“

Löming pfliss leise durch die Zähne.

„Schau einer die Wahrheit an! Ei, ei, kleines, was hast denn du für 'n Interessedaran?“

Da fiel ein warmer Tropfen auf seine Finger. Wahnsinnig — sie weinte schon wieder. Warum, ahnte er nur zu gut. Und deshalb sagte er schnell:

„Weitrap ist nicht verlobt. Er hat nur die Absicht gehabt, sich zu verloben. Dabei ist es auch geblieben. Und ich glaube beinahe, aus dieser Geschichte wird überhaupt nichts ...“

Ihre Tränen waren im Augenblick versiegelt.

„Und wer ist denn die junge Dame, um die es sich dabei handelt?“ fragte sie schnell.

„Das kann ich dir aber wirklich nicht sagen, kleines, ohne mich einer groben Indiskretionschuldig zu machen. Gib dich zufrieden mit dem, was du weißt. Und alles andere überlass der Zukunft.“

Damit zog er sie sacht aus ihrer Sofaside hoch, küsste sie auf die Stirn und schob sie zur Tür hinaus.

„Gute Nacht, Weilich ...“

Aber plötzlich war sie wieder dicht bei ihm, schlang ihm die Arme um den Hals

und flüsterte: „Fredi, wenn er mich wieder liebt ...! Wär' das ein Glück!“ Damit stöhnte sie blitschnell ins Nebenzimmer.

Löming stand noch immer kopfschüttelnd auf demselben Fleck. Liebe an den ersten Blatt, — das schien's also wirklich zu geben.

Und dann setzte er sich in den Armestuhl, den Werner vorhin noch innegehabt hatte, nahm Alia van Zouteleevens Brief zur Hand und las ihn nochmals durch, langsam, Wort für Wort, manche Zeile sogar zweimal, dreimal.

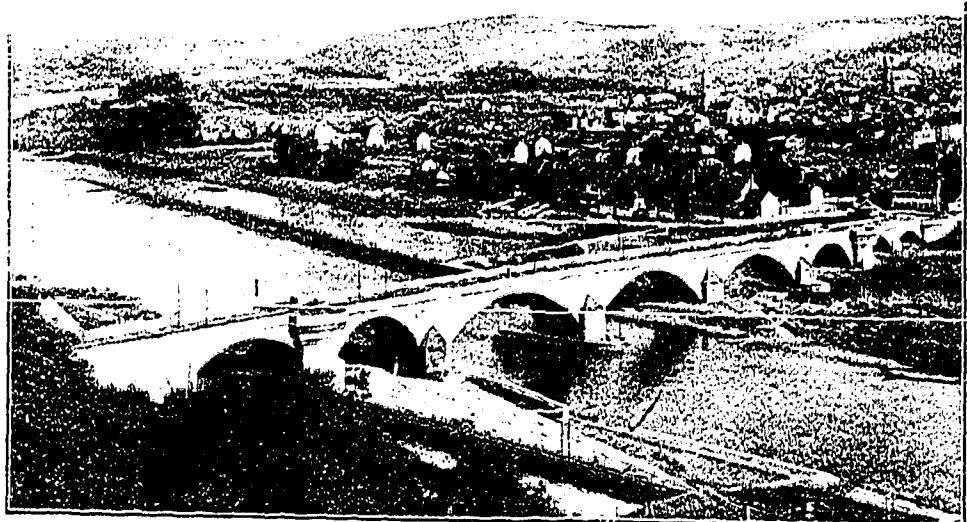
(Fortsetzung folgt.)



Das Glückseisen. Nach dem Gemälde von Max-Charles. (Mit Text.)

Photographie-Verlag von Anton Hansstaengl in München.

Aufspruch auf Kunst machen, aber ihre Auftraggeber, die ihnen Gebrauchsgegenstände fürs Volk zum Verzieren gaben, waren mit der ortsüblichen Muster dieser Ausführung vollkommen zufrieden. Aber Vater Christian hatte einen Todler im eigener Hause. Sein Junge, der „Besserwissen“, wie ihn der Alte nannte, schämte sich lange dieser Kleberei, er entwarf in eifriger Arbeit neue Zeichnungen zu graziosen Blumengirlanden und versteigerte sogar zu landschaftlichen Bildchen, zu denen



Die neue Kaiser Wilhelm-Brücke in Trier. (Mit Text.)

die ihm umgebende Natur als Vorbild diente. — Ost gerieten Vater und Sohn in Streit, denn Traugott sollte viel schaffen, des Verdienstes wegen, auf das „wie“ käme es gar nicht an; was bei dessen Tafteleien herauschauete, bezahlte ihm doch niemand. — So schmähte der Alte, ohne jedoch Traugott zu belehren. Aber an der Mutter hatte der Sohn eine stille Verbündete: sie ahnte, ohne sich selbst recht klar darüber zu werden, die Künstlerseele in ihm. Er war ein rechtes Schmerzenkind gezeugen, die mangelnde Pflege hatte den schwächlichen Knaben jaßt und kraftlos bleiben lassen, denn sein Körper hatte sich durch die Armut, die die Eltern in Demut und Geduld trugen,

nicht so durchwinden können. Aber sein Geist war stark und entzündete von der kleinen Hütte hinaus in das

Stückchen

Wald, das er mit Entzücken geschehen hatte, als er einmal in tiefe Verbergen

wesentlich hatte

Spannung den Meistern in ihrer Kunst zugeschaut, wie sie die kostbaren Erzeugnisse mit herlicher Malerei schmückten und zu Schätzen des Kunstgewerbes gehalteten, die bestimmt waren, auf den Prunktafeln von Fürsten zu glänzen.

Seidem verzehrte ihn die innere Unruhe, sich bilden zu können und zu schaffen, was ihm als Ziel vorschwebte, was aber seine ungeschulten Hände nicht zu formen vermochten. Doch wie sollte er, der arme Hungertüchter, jemals diese vermessenen Wünsche in die Tat umsetzen! Er war ja immer zum Enttägeln verurteilt. — Nun hatte bei dem Einundzwanzigjährigen auch die Liebe gesprochen, aber seinen Schatz, die lustige, braunäugige Marie, konnte er ja niemals erringen, denn ihr Vater, der wohlhabende Müller im Tal, hatte bemerkt, daß die beiden jungen Leute beim

Felder nebst den roten Dächern der Dorfhäuser eine törichte Narbenimitation. Wie armelig erschien ihm dagegen die Malerei auf

der Tasse, die er Marie zu ihrem Geburtstage, der morgen war, mitgebracht hatte. Aber als sein Mädchen kam und vor

Entzücken

über sein Ge-

schwätzchen

ste, da fühlte er sich reich wie ein König.

„Wie dankt ich dir, mein Traugott!“ rief sie, vor Freude strahlend. „Die Tochter wird mein kostbarstes Gut auf Erden sein, das

erstens schon der Eltern wegen

Dort wac-

er den

ganzen

Tag in

der Por-

zellanfa-

brik ge-

wesen

und hatte

voller

Spannung den Meistern in ihrer Kunst

zugeschaut, wie sie die kostbaren Erzeugnisse mit herlicher Malerei schmückten und zu Schätzen des Kunstgewerbes gehalteten, die bestimmt waren, auf den Prunktafeln von Fürsten zu glänzen.

Seidem verzehrte ihn die innere Un-

ruhe, sich bilden zu können und zu schaffen,

was ihm als Ziel vorschwebte, was aber

seine ungeschulten Hände nicht zu formen

vermochten. Doch wie sollte er, der arme

Hungertüchter, jemals diese vermessenen

Wünsche in die Tat umsetzen! Er war ja

immer zum Enttägeln verurteilt. — Nun

hatte bei dem Einundzwanzigjährigen auch

die Liebe gesprochen, aber seinen Schatz,

die lustige, braunäugige Marie, konnte er ja niemals erringen, denn ihr Vater, der

wohlhabende Müller im Tal, hatte be-

merkt, daß die beiden jungen Leute beim

Kirchgang sich zu tief in die Augen gesehn und im Schutz einer Aliederlaube im Wirtsgarten sogar Küsse getauscht. Mit zornigen Worten war Traugott durch den Alten verjagt worden, der ihm noch wütende Drohungen nachriet. Aber ein liebend Paar läßt sich nicht so leicht zurückdrängen, und so fanden sich die Liebenden häufig an einer steil abfallenden Schlucht, den „Schweiselöchern“, am Rand des bewaldeten Berges, zusammen. Dort klagte Traugott seinem Liebchen sein Leid, sein ungeheiltes Sehnen, und das Mädchen wußte ihm immer ein Trostwort zu sagen und ihm neuen Mut einzuflößen.

Heute ließ sie ihn lange warten. Sein Schönheitsreizendes Blick umfasste dies herrliche Frühlingsbild. Der azurine Himmel, der sich wie eine blaue Glashölle über die Landschaft wölbte, bildete mit dem schwärzlichen Grün des Nadelholzes und dem färtigen, hellen

Ton

der

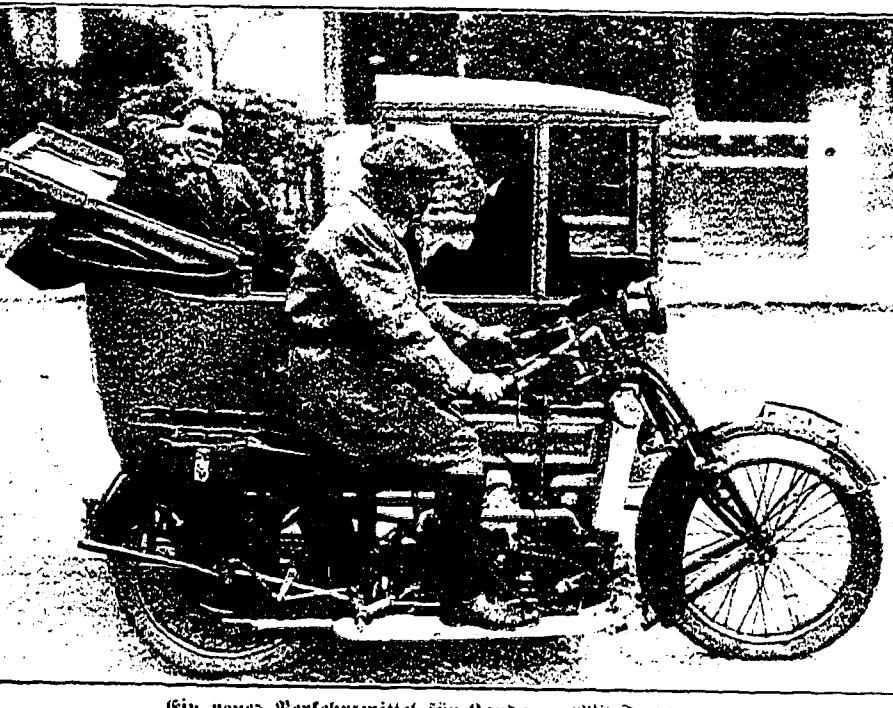


Dr.-Ing. Rud. Diesel f. (Mit Text.)



Blücherbrunnen in Zaner. (Mit Text.)

Brot. R. Zuch., Berlin.



Ein neues Verkehrsmittel für London. (Mit Text.)

der Schlacht von Saalfeld so furchtlos in Thüringen hausen, sie mir nicht wegnehmen!"

Traugott lächelte. "Die würden wohl lieber seinem Vater die Talerstücke aus der Truhe rauben, als mein Angebinde."

"Ach, Sie wirtschaften schrecklich. In den Nachbardörfern haben sie alles Vieh fortgenommen und die Leute mishandeln, die sich widerstehen! Wenn sie nur nicht auch bei uns revidierten!"

"Dann flüchtet euch nur zu uns in die Pechhütte, mein Lieb!" entgegnete Traugott, indem er Marie fest in seinen Arm schloss.

"Ich kenne schon — aber die Eltern! — Der Vater ist so grimmig wegen der Kriegskontributionen — er hat schon sein halbes Vermögen hingeben müssen, und er meint, wir könnten noch an den Bettelstab kommen!"

"Wenn du arm wärst, könneßt du doch meine Frau werden! Wie wollte ich für dich schaffen?"

"Armer Traugott! Für dich sieht's jetzt auch schlimm aus, denn, wie heute im Dorf erzählt wurde, hört die Porzellanfabrik in Wolfstadt zu arbeiten auf!"

"Ums Himmels willen, dann sind wir ja brotlos!"

"Alle Arbeiter, auch die halberwachsenen und schwächsten, sind eingezogen und müssen mit, nun Napoleon mit seinen Armeen nach Russland geht! — Mein Gott," unterbrach sich Marie, "am Ende nehmen sie dich auch! — Wie entsetzlich wäre das!"

Traugott lächelte bitter. "Ich bin ja ein armer Schwächling, der nicht zum Soldaten taugt. Jetzt allerdings fühgt es sich gut, daß ich selbst zum Kanonenfutter zu schlecht bin, das Napoleon, die Keimel der Menschheit, braucht. — Aber", fügte der junge Mann hinzu, indem sich seine Gestalt straffte, "wenn es gälte, im deutschen Heer gegen den Unterdrücker zu kämpfen, dann würde mir mit dem Mut auch die Kraft wachsen!" Traugotts Augen blitzen und sein Gesichtsausdruck zeigte fahne Entschlossenheit.

"Nein, nein, du gehörst mir, und ich gönn' dich keinem andern! Aber natürlich bleibst du zurück, wir werden uns nicht zu trennen brauchen und einander in diesen schlimmen Zeiten immer Trost zusprechen. Morgen komme ich wieder hierher!"

Tausend zärtliche Worte und Küsse austauschend, dachten die beiden jetzt nur an ihre Liebe und vergaßen die Schrecken, vor denen das ganze Land erbebte.

Am anderen Tage wartete Marie vergeblich auf ihren Herzallerliebsten. Den hatten die Schergen Napoleons, die das achthundert Meter hoch im Gebirge liegende Häuschen zu finden gewußt, kurzerhand ausgehoben, um ihn in die „große Armee“ einzurreihen. Weder die flehenden Bitten der Mutter, noch des Alten Protest, daß sein schwächerlicher Sohn unmöglich als Soldat mitgehen könne, hatten gefruchtet. Mit Kolbenstöcken war Traugott isoliert worden, als er Widerstand leistete. Sollte es ihm nicht ans Leben gehen, so mußte er folgen. Während die Soldaten alles Es- und Trinkbare, das die bescheidenen Vorräte des Häuschens darboten, mit Gier vertilgten, bat Traugott die Eltern, seiner Marie, falls sie sich zu ihnen flüchten sollte, Schutz zu gewähren. Er hoffe, Gott werde ihn geleiten, so daß er alle, die ihm treuer seien, wiedersehe.

"Bleib brav, Traugott," sagte der Vater beim Abschied, ihm segnend die Hand aufs Haupt legend, „und übe deutsche Treue!"

"Deutsche Treue!" Ja, dieses Wort sollte den Scheidenden geleiten und ihm in allen Fährnissen zur Richtigkeit dienen.

Traugott wurde einem deutschen Corps zugewiesen, denn die Rheinbundfürsten müßten auf Napoleons Befehl alle mit ins Feld. Welch bunt bewegtes Bild boten die Männer und das Lagerleben! Wie in einem Wirbel ging alles an seinen Sinnen vorüber, die anfangs kaum imstande waren, alles Gejähne und Gehörte in sich zu verarbeiten. Da waren in der Armee des Prinzen Eugen Beauharnais, Bizekönigs von Italien und Stießohn Napoleons, außer Franzosen Schweizer, Kroaten, Holländer, Württemberger, Polen, Italiener, Gouvion-St. Cyr führte Bayern, Reynier Sachsen, Vandamme Westfalen, Marshall Victor Herzog von Belluno und Macdonald gebeten über Franzosen, Deutsche, Polen und Preußen.

In anstrengenden Marschen und bei großer Hitze ging's hinein in das ungeheure russische Reich, wo fortwährende kleine Kämpfe die Einleitung zu den späteren furchtbaren Schlachten bildeten, deren erste die Schlacht bei Smolensk war. Da ward am 17. August 1812 die heilige, angebetete Stadt genommen, nachdem Borelly de Tolla, der russische General, durch Napoleon eine gänzliche Niederlage erlitten hatte. Die feindlichen Truppen besetzten nun die öde und von Vorräten entblößte Stadt, die zum Teil durch Brand schwer gelitten hatte.

Traugott war noch nicht ins Gefecht gekommen, da er einem Privattransport zugewiesen wurde. In Smolensk mußte er vor dem Hause, in dem ein Oberst v. Wangenheim Quartier genommen hatte, Posten stehen. Die berühmte Kathedrale erhob sich vor seinen Blicken und übte auf den jungen Menschen einen

greifenden Eindruck aus. Wie gebaut ruhte sein Schönheitsfreudiger Blick darauf, und slugs zog er sein Taschenbuch hervor, das er nebst Stift stets mit sich führte, um die edlen Linien des Gotteshauses nachzuzeichnen. Hier konnte er ungestört seiner Neigung frönen, während inmitten des Lagerlebens seine Namen raden nur Hohn und Spott dafür hatten. Die vergnügten sich lieber mit rohen Späßen und rührten sich noch ihrer Taten, wenn sie auf dem Marsch durch Ortschaften sich in Ausübung unehrer Gewalttaten bereichert hatten. Bares Geld, Lebensmittel, Silber, Kirchengeräte — nichts war vor ihnen sicher, und im Würfelspiel tauschte die rohe Rotte die Ergebnisse ihrer Ränkeereien miteinander aus. Traugott war in seinem moralischen Empfinden weltenweit von seinen Kameraden getrennt. Sein armer Elternhaus und seines Vaters Segen beim Abschied ließen ihn allen Versuchungen widerstehen. Wie sollte er wohl des Glücks teilhaftig werden, seine Marie je zu erringen, wenn er, der nicht besaß als seinen redlichen Sinn, sich mit Sünde beschlekt?

Als er den letzten Strich an seiner Zeichnung machte, wurde er durch einen scharfen Zuruß aufgeschreckt. „Herr Gott," dachte er, „ich bin ja verloren, wenn mich jetzt ein Vorgesetzter sieht.“ Doch der stand schon vor ihm. Der Oberst v. Wangenheim war aus seinem Hause getreten, um die Runde zu machen, er spähte vergeblich nach dem Posten aus, der auf- und abzugehen hatte, und fand ihn im Schilderhaus, eifrig in einem Buche stricheln.

„Was tut Er da?“

Traugott konnte vor Schreck nicht antworten.

„Zeige Er mal her, was Er da trizelt.“ Der Offizier nahm ihm das Büchlein aus der Hand und warf einen Blick hinein. Er erwartete vielleicht irgend ein dummes Gedicht, wie er es zu seinem Verden häufig von den Soldaten beim Lagerfeuer hatte hören können. Erstaunt betrachtete er die Zeichnung, die ihn zeigte, denn er war selbst ein hochbegabter Dilettant, der sein Heim in Berlin, wo Gattin und Kinder um ihn bangten, mit manchem hübschen Gemälde geschmückt hatte. „Nicht übel“, bemerkte er wohlwollend. „Aber weiß Er nicht, daß Er sich gegen die Disziplin schwer vergangen hat? Aufzu passen und zu patrouillieren hat Er! Verstanden?“

Traugott wurde blaß und zitterte. Nun würde er bestraft werden — er hatte sich ja, halb unbewußt, eine schwere Übertretung zuzuschulden kommen lassen.

Der Oberst maß die düstlige Gestalt des jungen Menschen mitleidigen Blickes. Der sah ja ganz verhungert aus. Der solidarische Sinn des Offiziers und seine menschliche Mitleidnahme an dem armen Schäfer kämpften miteinander. „Mehrde Er sic, noch beendetem Dienst bei mir“, sagte er endlich und ging weiter.

Als Traugott am Abend vor seinem Oberst trat, forderte dieser das Skizzenbuch, das der junge Soldat in großer Furcht herausgab, da er glaubte, Herr v. Wangenheim werde es einziehen. Tee aber tat nichts dergleichen, sondern vertiefte sich in die einzelnen Blätter. „Ah, Er scheint Talent zu haben,“ schmunzelte er, „aber es ist alles noch ganz ungeschult. Was ist Er in seinem eigentlichen Beruf?“

Nun fiel alle Furcht von Traugott ab, und er berichtete treuherzig von seinem Streben, sich in seiner Kunst zu vervollkommen. Als er geendet hatte, sagte der Vorgesetzte: „Er kann als Bursche zu mir eintreten, — Er ist, wie ich sehe, kein so roher Kerl, wie der Kroate, den ich jetzt habe, und den ich geben heiße. — Zunächst gehe Er mal in die Küche und esse Er sich tüchtig satt.“

Traugott taumelte vor Freude förmlich hinaus, aber auch vor Schwäche. Verschimmeltes Brot war infolge der stockenden Proviantlieferungen in den letzten Tagen seine einzige Nahrung gewesen. Nun, bei dem gütigen Obersten würde er nicht mehr zu hungern brauchen! Und er bekam einen gütigen Herrn!

Er hatte seine Kräfte auch sehr nötig. Die große Armee marschierte gen Moskau, hatte aber schon ein Drittel der Mannschaft nicht allein nach Smolensk, sondern besonders auch durch die Entbehrungen verloren. Nun kam man durch verwüstete Gegenden, und die Strapazen mehrten sich ständig.

Der russische Befehlshaber Kutusow stand mit seinem Heer an der Straße von Moskau nach Moskau, an dem Orte Borodino, der Armee Napoleons gegenüber, und hier fand die Riesen Schlacht am 7. September statt, wobei 250 000 Menschen, die mit Erbitterung gegeneinander kächten, unter dem Feuer von 1200 Geschützen zusammengedrängt waren. (Zuletzt folgt.)

Totensonntag.

Von Wolfgang Greiser Elbing.

Tie der Bußtag den Lebenden gehört, so bringt die Netty grauer Novembertage uns Christen auch einen Tag, den den Toten geweiht ist. Der Totensonntag ist es. Wir wollen ihn ans zu unseren Gräbern, die dunkelgrüner Schmuck umgibt. Ein

Duft von Lebensbäumen und Zypressen umgibt uns hier, in dem Heimatshafen heiliger Ruhe, wo pietätvolle Hände kalte Blumen weh und bange auf das Käsenbett niederlegen.

Es hatte Mutter Sorge im Jahreslaufe in mancher Hütte ihren Einzug gehalten, und mitleidlos hat der Allbezwingter Tod auseinandergerissen, was das Leben zusammengeknüpft hatte. Manch einer hat sich stile aus der Welt geschlichen; manch Instrument ist wieder ausgelungen, manch Spieler hat sich heimgemacht und uns zurückgelassen am Begrande des Lebens, uns hineinstellend in die trüben Atmosphären bangen Duldens und Leidens.

Warum weinst du? Weil dir der Tod die Blüte deines Daseins genommen hat? Weil er dir dein Liebstes entführte in die Welt, die keinen wiederkehren lässt? Hast ein mit deinem Wehe, deinen Tränen. Vielleicht wölbt sich gar bald dein frischer Hügel neben dem andern, und man weint dann um dich. Denn wir sind Menschen! Eine Weile: Abschiedswehe, Schmerz, Sorge um das nahende Morgen, Zweifel und Verzweiflung, dann aber jügt die Zeit all dieses Leiden ein, begräbt mit Staub um Stück und reicht den Becher des Lebensgenusses mit dem andern Trank: Vergessenheit, geistigt, uns dar. Wir schlürfen sie, empfinden, wie der Seele das Gleichgewicht sie wiederbringt, fühlen, wie wir wieder mitten drinnen stehen in dem schönen, schwierigen Leben, rechnen aufs neue mit jener Summe von Täuschungen, erdulden immer und immer wieder die Geiztheit des Lebensgeistes, bis plötzlich der Tod das Fazit unseres Lebens zieht, das Schattengebäude des Daseins über uns zusammenbricht und wir klöppeln von unserer Pilgerfahrt. „Blühen, wachsen — welken und vergehen.“

Aber der Tod ist nicht ein Weg, führt ins Nichts; er beendet nicht, was mühsam oft erst angefangen hat zu leben; er ist auch keine Unterbrechung des Lebens, sondern vielmehr eben nur ein Wechsel unserer Daseinsform. Und die Sichel in seinem Atem, das zu die Hand des unsichtigen Hörners, der das Unfehlbare jätet, Bevollendes vernichtet, krankes wegschneidet und Platz schafft für kommendes, Junges, Neues, Lebendes.

Die Toten und die Lebendigen! Welch breite, tiefe Kluft — und dennoch überbrückbar durch den schönen Trost des kündlich gewordenen Glaubens! Er gibt auf bange Fragen unserer Seele die einzige Antwort, er verdrängt das Dunkel des Hier durch das helle Licht des Jenseits und lehrt, daß in der Zukunft ein Vergangeres liegt: ein Paradies.

Dann nimmt dir ein Stück Glaubenshimmel, legt ihn dir ins Herz; nimmt einen Liebesstrahl und läßt ihn glühen, und nimmt ein Grab in dich hinein und pflege hoffend sein. Dann wirst du dankbar auch begraben, was siebenvoll du einst empfingst, und die Erinnerung wird dir ein Reich sein, aus dem sich keine Gedankenmacht vertreiben kann.

Aber ich kenne noch einen anderen Friedhof und noch andere Gräber, als sie hier gerecht stehen im Reiche der Ruhe, wo du dein Liebstes hingebettet hast. Gräber, die das steinerne Marmorbild eignen Verkühlendes drückt; andere, die das Kreuz des betrunken Elends schmäht, und endlich solche, die keinen Denkstein und nur ein überwuchernd Unfehlbarkeit noch tragen. Denn wie es Menschen gibt, die „an der Sehnsucht nach dem Leben sterben“, so gibt es Tote, die sich nicht einharren lassen wollen, sondern immer wieder auftauchen und dann nur schlafen gehen, um neugeträumt zu erwachen. Deine toten Träume sind es, die ich meine. Dein Wunsch, dein Wollen. Was du gehörst, was du gesiehtest. Es ruht im Friedhof deiner Seele, den du in die aufbaust, und über den der Sturm heute genau so segt wie damals, wo du den ersten heißen Wunsch begeaben hast. Es bleibt jeneselbe Mollatford, dieselbe Melodie, bei der der Totengräber „Enttäuschung“ die Gräber schließt und neuen Hügeln neue Brüste laut. Denn es ist unser Dasein doch eben schließlich nichts anderes als ein Entkommen und hernach ein Abwärtssteigen von den Höhen des Lebens, und was der Frühling blühen macht, das muß im Herbst begraben sein.

Dann tröste dich in alle deinen Leiden an dem großen Stern der ganzen Herbstnatur. Verzage nicht, wenn die Stürme des Lebens an den letzten Blättern deiner Herbstwelt zerren: gib hin, was du nicht halten kannst, und seifice diesen Teufelsunntag,

den Auferstehungstag wehmütigen Grünerns, indem du in dich gehst; denn wahrlich, deren Opferstätte du heute aufsuchst: wahre Liebe — sie höret nimmer auf.

Ein inhalts schweres Verzeichnis.

Hie Grausamkeiten, welche die Franzosen anfangs des 19. Jahrhunderts verübt haben, als sie mit Preußen Krieg führten, sind bekannt. Im Jahre 1809 kam eines Tages unter Führung eines Obersten ein Kommando von 100 Mann in eine kleine Stadt Pommerns. Der Lärm, den die einrückenden Franzosen machten, war furchtbarlich, denn die Gegenwehr des damaligen Schillischen Kreiskorps hatte ihre Kriegswut in Flammen gesetzt. Das Städtchen war von dem Feinde schon früher sehr hart mitgenommen worden und die neuen Gäste fanden das nicht, was sie suchten. Sie verübten daher, um ihren Zorn abzuführen, die schrecklichsten Greuel und raubten den Bürgern auch noch das letzte, was sie besaßen.

Der erbitterte Anführer mache an den von ihm hart gemästeten Magistrat die unerhörtesten Forderungen.

So strich in namenlosem Jammer ein Tag und eine Nacht hin.

Am folgenden Morgen jedoch mußte das Kommando seinen Zug weiter fortsetzen, aber noch einmal, um die Wünsche seiner Habsucht bestredigen und den bedrängten Magistrat recht ängstigen zu können, versüßte sich jetzt der Oberst aus dem Rathaus.

Dem Machtgebot und dem Kriegsglück nachgebend, traten die versammelten Magistratsmitglieder dem erschienenen Oberst voller Ehrfurcht entgegen; nur der Stadtnotar, den das barbarische Betragen der Feinde tief in die

Seele getränkt hatte, blieb in einer Fensterische unbeweglich stehen. Er tat, als bemerkte er den Obersten gar nicht, nahm einen Bogen Papier in die Hände, hielt ihn dicht vor sein Gesicht und gebärdete sich, als möchte er in demselben etwas sehr eifrig lesen.

Bald erblickte der lärmende Oberst den Notar und, empört darüber, daß er ihm nicht auch gleich den andern seinen sieben Reispett und Demut erwiesen hatte, schrie er auf ihn mit der Frage zu: „Herr, was lesen Sie da?“

„Ich übersehe,“ entgegnete der Notar, ohne aufzuschauen, „hier das Verzeichnis von dem, was die Feinde uns in der Stadt noch zurückgelassen haben.“

„Nun denn, so lassen Sie sehen“, rief der Oberst, er riß ihm hastig den Bogen Papier aus den Händen, sah dann aber, daß derselbe ganz leer und unbeschrieben war.

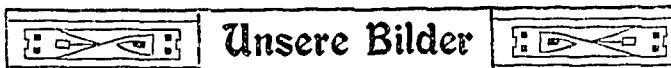
„Kreuzhimmelsapperton!“ schrie er dann, „hier steht ja nichts auf dem Papier.“

„Ja nun,“ erwiderte der Notar ganz phlegmatisch, „ebenso viel hat man uns armen Bürgern auch zurückgelassen!“



Wo ist der Chines?

Unsere Bilder



Julius Adam †. Der Tiermaler Julius Adam ist im Alter von 62 Jahren in seinem behaglichen Hause in Bern, einem Villenort nahe bei Rüschlikon, gestorben. Die Mehrzahl der Bildsteller und Kunstreunde kennt ihn wohl unter dem Namen „Matten Adam“. Er war der Sohn einer alten Münchener Künstlersfamilie, in der die mit großer Hingabe gevestigte Schablonen- und Tiermalerei vom Vater und Begründer Franz Adam an seine vier Söhne Hermann, Franz, Julius und Eugen überging. In der Kunst des 19. Jahrhunderts bedeutete Franz Adam für München das, was der bekannte Bildermaler Franz Krüger für Berlin und den deutschen Norden war. Julius Adam, der Entel, nimmt in der Kunst seiner Zeit eine bedeutendere Stelle ein. Er war einer der begabtesten Schüler von Wilhelm Diez und trat anfangs auch mit größeren Künstlerreisen und Entwürfen an die Öffentlichkeit. Von der Figurenmalerei ging er jedoch bald ganz zur Tierdarstellung über, um sie idiosyncratisch ganz zu seiner Domäne zu machen. Bald sobald er auch hier in der Naturmalerei eine kleinen Neigung entdeckte, vom Zeitgeschmack willig unterküsste Spezialität gefunden hatte, gelehrte sich ihm der Erfolg. Seine Jagdbilder gehörten lange Zeit zu den Erfüllungen, die mit Vorliebe in den Zeitungsblättern abgedruckt wurden und in vielen Salons anzutreffen waren. Noch heute sind sie, trotz zahlreicher Wiederholungen, als leicht und liebenswürdig beobachtete Studien aus der Kinderfröde und dem Familieneben des Naturgeschichts alleroft bestellt.

Das Glückseisen. Vom Glück wissen wie zwar eine Fülle von Sprichwörtern des Inhalts, daß es sich nicht erzwingen und erzagen lässe. Und doch haben die Menschen von jeher nichts unveracht gelassen, wodurch sie das Glück an ihre Schwelle zu bringen vermeinten. Ein weitverbreiteter, auf alte germanische mythologische Vorstellungen zurückzuführender Überglauke ist es, der das Glück im Hause mit einem gefundenen Hufeisen in Verbindung bringt. Wenn man ein solches an die Türe oder auf die Hausschwelle naglebt, dann ist dem Hause das Glück ganz gewiß gesichert. In England war früher kaum eine Statttür ohne ein solches glückbringendes Hufeisen anzutreffen, und in manchen Gegenden Deutschlands kann man auch heute noch kaum eine Hausschwelle sehen, der nicht das Glückseisen aufgenagelt ist. Wahrscheinlich wollte man sich demental Odin, den mächtigsten der Götter, oder seinen Sohn Baldur, den Glück- und Frühlingsbringer, sich dadurch geneigt machen, daß man das ihnen geweihte Zeichen am Hause anbrachte, und das war eben das Hufeisen, denn beide Götter, der „Schmiedebrüder“ Odin wie der lichte Baldur, waren beritten, und das Pferd ihnen geheiligt. Die schmucke junge Frau aus Luisa May-Chlers Gemälde weiß sicher nichts von diesen altheidnischen Mythen und Vorstellungen, aber daß ein gefundenes Hufeisen Glück bringt und Unheil vom Hause fernhält, das weiß sie ganz genau. Von der österreichischen Malerin, die jetzt in München lebt, haben wir eine ganze Reihe solcher mehr oder weniger tief empfunderner Gemälde aus dem Frauen- und Familienleben, und in der Kunst der anschaulichen Darstellung eines gemütvollen Vorganges und lebendigen Charakteristik der dargestellten Personen hat sie sogar ihren Gatten, den vor mehr als einem Jahrzehnt verstorbenen Meuremaler Professor Heinrich Marx, übertrifft.

Die neue Kaiser Wilhelm-Brücke in Trier. Am 15. Okt. wurde in Trier die neuerrichtete Brücke feierlich eingeweiht. Unsere Aufnahme zeigt die neue Brücke, die den Namen Kaiser Wilhelm-Brücke führen wird.

Dr.-Ing. Rudolf Diesel, der Erfinder des Diesel Motors, stützte sich während der Überfahrt von Antwerpen nach London ins Meer. Rudolf Diesel, der am 18. März 1858 geboren wurde, hat den Plan zur Konstruktion seines Motors bereits als Student im Kolleg des Professors Linde gefaßt. Als dieser über den schlechten Klang seines gewöhnlichen Maschinen brach, da notierte sich Diesel an den Rand seines Heftes, daß man sich bestreben müsse, diejenigen Räuspern zu verbessern. Von diesem Beitreiben geleitet, hat er dann in jahrelanger Arbeit seinen Motor ausgebaut, mit dem er im Jahre 1897 hervortrat.

Ein Blücherbrunnen in Dauer. Ein Blücherbrunnen soll in Dauer, auf dessen Nachbarsituren die Schlacht an der Katzbach tobte, dem heorenden Heerführer als Denkmal nach dem Entwurf des Professors Prellig in Breslau gestellt werden. Die Einweihung findet 1914 statt.

Fürst Taro Natsura, einer der hervorragendsten japanischen Staatsmänner, starb in Tokio. Er leitete als Ministerpräsident die innere und äußere Politik Japans während dessen Emprisegen zur Weltmacht und schloß das bekannte Bündnis mit England ab. Deutschland verliert mit ihm einen warmen Freund und einen lebhaften Förderer seiner Handelsbeziehungen zu Japan.

Ein neues Verkehrsmittel für London. Ein „Neues Cab“ soll das alte erlösen und zeigt unser Bild das neue interessante Verkehrsmittel, das einige soeben fertiggestellte. Es besteht aus einem eleganten gedachten Chassis in Verbindung mit einem 8 HP wassergetriebenen Motor, und wenn öffentlicht beim Londoner Publikum, wird sich dasselbe baldigst als neues Verkehrsmittel daran gewöhnen, und demzufolge wird auch in dem Straßenbild der größten und verkehrsreichsten Stadt eine moderne Änderung stattfinden.



Bei der Landwehrübung. Adwoebel (während einer Rast die wohlgenährten Landwehrleute betrachtend): „Die Tischbänke liegen da, als wenn hier ein Zug nach Marienbad entgleist wäre!“

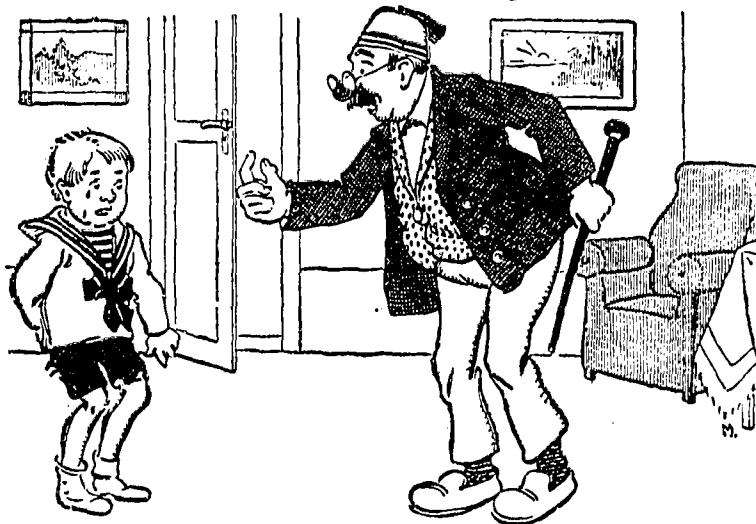
Zur Vorsicht. „Himmel! Haben Sie aber einen fetten Stein von Käflieen!“ „Ja! Den habe ich mir extra gemacht, damit er nicht so leicht durchbrennen kann!“

Gelungene Ansrede. Richter: „Weshalb stahlen Sie das Auto mobil?“ Tieb: „Ich brauchte Benzin, um meine Weste damit zu reinigen, und die Geschäftleute waren schon geschlossen.“

Der Zylinderhut führt den Namen „Angstöhre“ mit vollem Recht. Deutsche Schiede in Aquaplan sinden in fast allen arabischen Volksschulen einen europäischen Zylinderhut an der Wand hängen. „Was bedeutet denn eigentlich dieser Hut hier in der Schule?“ wurde der Lehrer gefragt. Dieser antwortete: „Die Angstbedeckung wird widerwendigen Kindern aufgesetzt und gilt bei ihnen als die gefürchtetste Strafe.“

Siebzehnfüßige. Ein junger elegant gekleideter Mann brachte in Amsterdam einem Kürschner eine geerbte Haut und bestellte zwölf Mützen davon nach dem Muster, welches er ihm über gab. Der Kürschner führte den Auftrag aus, ersparte aber so viel Haut, daß er daraus noch eine dreizehnfüßige anfertigen konnte, die er für sich behielt. Mit dieser ging er ein Tag aus. Plötzlich fühlte er eine Erfrüttung in seiner Manteltasche: griff hinein und fand darin eine goldene Uhr mit Ketten. Er machte sofort der Polizei Anzeige und nun entdeckte man, daß sich eine Gesellschaft Taschendiebe in Amsterdam herumtrieb, die sich untereinander durch die Mütze kennlich machte. Der betreffende Dieb praktizierte gewöhnlich sein Beute in die Tasche eines mit einer solchen Mütze bedekten Menschen, der mit man nichts Getriebenes bei ihm fände, falls man ihn erwische.

Zwei Lehrmeister. Johann Joachim Quantz, der Friedrich dem Großen Unterricht aus der Flöte erteilte und ihn für dieses Instrument tünerisch ausbildete, stellte einst dem König einen seiner Schüler vor, der die Flöte meisterhaft blies. Der König, der sehr empfindlich war, wenn jemand besser als er die Flöte spielte, sagte zu Quantz: „Der Junge bläst wirklich sehr züglich. Aber ich muß mich wundern, lieber Quantz, daß Er mir die Geschäftigkeit im Passagierspi nicht beibringen konnte.“ Quantz sagte darauf: „Majestät, die Junge ist auch anders ausgebildet worden, denn er hat außer mir noch einen Lehrmeister gehabt.“ — „Noch einen?“ fragte erstaunt der König. — „Davon, Majestät, wusste mir nämlich noch — der italienische Rohr.“ A. M.



Au der Todesangst.
„So ... nun komm mal her, du Schulgel! Ich will dich lehren, die Hosen zu verzieren!“
„Läß doch, Vater ... ich kann's ja schon!“

Gemeinnütziges

Mosentohl schnellt am besten, wenn er nach dem Betreten in Salzwasser abgetoxt wird und dann in ganz wenig Fleischbrühe und Butter geschwenkt zu Tisch gegeben wird.

Das Decken der Nebelpalieri ist nur in exponierten Lagen erforderlich. Wenn das Holz der Neben genügend ausgereift ist, ist Feuergefahr nicht zu fürchten.

Karnifraut soll sich gut als Streu bewähren. Vor allem wird gerühmt, daß die Tiere auf dem getrockneten Mani ebenso warm wie auf Tiroh liegen.

Bei dem Verpflanzen älterer Spaliere ist alles Seitenholz an zwei Augen zu fürzen. Auch die Verlängerungen sind in diesem Falle aus 5 bis 6 Augen zurückzunehmen.

Reischleimpe ist als Weißgulaschfutter recht brauchbar. Es ist jedoch sorgfältig darauf zu achten, daß sie nicht sauer wird; auch darf nicht mehr als die Hälfte des Weichfutters durch Reischleimpe erzeugt werden.

Logograph.

Wir bringt's Nachricht dir ins Länd, gib's dir, dann wird ein Abzus doranz.

Julius Zald.

Homonym.

Man führt und verdirbt mit mir. Dem Mann gereide ich zur Zier.

Julius Zald.

Quadraträtsel.

A	A	A	A
D	D	D	I
I	J	N	O
O	R	R	S

Die Buchstaben in vorstehendem Quadrat sind so einzutragen, daß in den einander entgegengesetzten rechten und gegenüberliegenden Reihen gleichlautende Wörter entstehen. Die Wörter bedeuten: 1) Abnigin von starthaus. 2) Nebenname der Donau. 3) Frauenvorle von „Katharina der Weiße“. 4) Stadt in Alger.

Julius Zald.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auslösungen aus voriger Nummer:

Des Anagrams: Palma Minerva Alina. — Der Schräger: Grün, Grün, Leicht. — Des Matros: Seidel, Keller, Schubl, Sturm, Werner, Scheitel, Sonnringen.

Alle Rechte vorbehalten.